

stimmte einen hiesigen Künstler, W. Lindenschmitt aus Mainz, die Darstellung jener Schlacht als fresco über den Eingang zur Kirche (und zwar unentgeltlich) zu malen. Der gestrige Tag war dazu bestimmt, das Gemälde aufzudecken. Der Grabhügel, unter dem die gefallenen Helden liegen, war, neu mit Rasen belegt, mit einer Trophäe aus Säbden, Beilen, Dreschflegeln, Morgensternen, Büchsen u. s. w. geschmückt, die man noch größtentheils vom blutigen Kampfsplatz gerettet.

Groß und erhaben war der Eindruck, den der lange hohe Hügel, mit grünen Bäumen umpflanzt, von einer fromm betenden Menge umknet, das Bild mit seinem blutigen Kampfe und der Aussicht ewiger Belohnung durch Gott und seine Engel, in der Kirche Chorgesang und Orgelklang auf alle Gemüther ausübte, und wäre Einer hingetreten, der die einfache Inschrift vom Kreuze des Grabes: „Der Grabhügel von Sendling verkündigt, auf welchen Grundsäulen der Thron unserer Könige ruht!“ gelesen hätte, so wäre wie Geisterwehen der Gedanke — Vaterlandsliebe und Treue bis in den härtesten Tod, und theures Blut des Volkes — von Herz zu Herzen gegangen. Statt dessen hielt ein Mitglied des Landgerichts eine lange Rede, die, vom Parteigeist eingegeben, den bedeutungsvollen Moment trübte und die Feier verdarb. Nichts ist trauriger und man kann wol sagen unverantwortlicher, als die religiöse Stimmung der Menschen zu Aufreizung, zu Haß und Zwietracht benutzen zu wollen und, wie hier geschah, an einem Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe dem Volke zu demonstrieren, wie hochverrätherisch die Stände handelten, dem Könige die Civilliste zu schmälern und so „an sein heiliges Eigenthum und sein Herz zu greifen“. Freilich ist es hart und neu, daß die Stände von einem Rechte Gebrauch machen, das sie nur im äußersten Nothfalle schütz und dessen Anwendung nur die Folge großen Mißtrauens und großer Kälte sein kann. Es ist hart; allein die Umstände, unter denen es geschieht, machen es noch mehr traurig als hart; denn es geht aus Allem deutlich hervor, daß die Zahl der rechtschaffenen, wahren Patrioten überall die Minorität ist, und daß was geschieht, von der Feindschaft mehr als von der Liebe weis. Nur Wenige fassen die Aufgabe des Staats, des Volkslebens allgemein auf, überall sieht der Parteigeist und hält Wache über seine Schafe. Unser König hat ein hohes, ein unschätzbares Verdienst. Aber ist Einer unter den Ständen, unter der liberalen Majorität, der es anerkennen, ohne Beigeschmack von etwaiger Abtrünnigkeit, oder sonst unlauteren Absichten hervorheben wollte? Keiner; auch nicht Einer. Und versucht es etwa einer von der Aristokratenbank, und mißlingt ihm noch obendrein sein Versuch, so hat Niemand mehr die Sache, von der die Person sprach, im Auge, sondern nur diese und — opponirt. Seht man nun wirklich auf die andere Seite, zu denen, die es mit dem König halten und sein Thun rühmen — auf welche Erbärmlichkeiten stößt man da! so daß es zweifelhaft ist, wer ihm schlimmere Dienste leistet, seine servilen Advokaten, oder seine liberalen Opponenten. Sie sollten nur unsere münchener Politische lesen, und die Raisonnements zu Gunsten der Regierung, in denen dem Volk eine Entrüstung über die zweite Kammer wegen der Civilliste angedichtet, in denen die Volkspartei und Hofpartei als eine und dieselbe dargestellt werden, in denen man die Civilliste als Rückertattung der dem Staate übergebenen Domainen betrachtet, während Jedermann weiß, daß die Uebernahme von 100 Millionen Schulden, die man nicht in Hof- und Staatsschulden trennen durfte, mit der Uebernahme der Domainen verbunden war, und daß, wenn eine Civilliste überhaupt vor die Stände kommt, diese auch ein Recht der Entscheidung darüber haben. — Der König Ludwig hat das hohe Verdienst, der deutschen Kunst eine Heimath gegründet zu haben, und er hat durch die großen Aufgaben, die er ihr gestellt, es anerkennend ausgesprochen, daß sie in der Hand des Menschengeschlechtes eines der mächtigsten Volkbildungsmittel, daß sie ein Bedürfnis dessel-

ben, eine notwendige Form der Offenbarung des göttlichen Funken im Menschen ist. Wie nun aber die stärkere Opposition nicht auf dies unsterbliche Verdienst des Königs Rücksicht nimmt, so stellt es die schwächere Hofpartei in einem solchen Lichte dar, daß es ebenso gut von Ludwig XIV. Hofhaltung gerühmt und Kunst und Luxus nicht unterschieden werden kann; ja, daß man sogar spürt, dieselben Männer haben — etwa vor ihrer Beförderung, dem König Das zum Vorwurf gemacht, worüber sie nun ihn preisen, und es hat ihnen unter der Hand die Dornenkrone Blätter bekommen, aber keine Lorbeerblätter. Endlich greifen diese Leute noch zur schlimmsten Politik, indem sie ein ultraliberales Blatt als das Organ freisinniger Bestrebungen im Staat bezeichnen, und somit leichten Kaufs sich einen Sieg verschaffen ohne Schlacht; denn die „Deutsche Tribune“, über die sie den Stab brechen, predigt einem kleinen Auditorium. Kein redlicher Vaterlandsfreund erwartet etwas Gutes von einem Manne, dem das Tricolor aus jeder Tasche gult und der zu einem Bündniß der deutschen constitutionellen Staaten mit Frankreich gegen Preußen rathen kann. Die „Tribune“ zum Sprecher der Deputirtenkammer zu machen heißt die „Alte und neue Zeit“ (ehemals „Reisenden Teufel“) als officielles Organ der Regierung bezeichnen. Aber so stehen wir, und selbst die Besten in der Gesellschaft sind nicht frei vom Einflusse des Bösen. Jeder sieht in dem Andersdenkenden nur dessen fernstes Extrem und im Wust persönlicher Leidenschaften verlohnt ein Funke staatsbürgerlicher Begeisterung nach dem andern. — Da thut es denn wol, wieder einmal die Freude in Masse zu sehen, und der Himmel selbst schien ein Bedürfnis der Art zu haben, da er mit seinem reinsten Sonnenschein auf die Tausende herabsah, die im bunten Gewirr sich auf die Terrassen der Theresienwiese gelagert oder nach ihnen sich hingezogen. Der König kam um 2 Uhr, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, geleitet von der Bürgergarde zu Pferd und mit kriegerischer Musik begrüßt, zu der sich nur schwach der Jubelruf des Volkes gesellte. Im verflohenen Jahre, wo der König, trotz der Einflüsterungen besorgter Hofleute, das Fest besuchte, und von nichts die Rede war, als von einem Fürsten, der seinem Volke vertraute und ihm die poetischen Ergüsse seines Freibeiteifers wie ein Glaubensbekenntniß in die Hände gegeben — sprach der Zuruf der begeisterten Menge lauter als alle Instrumente, und durchhallte die Luft und die weite Ebene. Aber, wie es geblieben, klang es übel und es darf diese Stimmung nicht bleiben, wenn nicht ein neuerwacht, jugendliches Leben in seinen ersten Blüthenknospen erstarren soll.

Ueber die Cholera hat hier ein Arzt unentgeltlich Vorlesungen gehalten und damit den allgemeinen Glauben gekräftigt, daß einfache Diät, Vorsorge gegen Erkältungen aller Art und Gemüthsruhe die besten Pulver und Extracte überbieten. Unsere Aerzte glauben zum Theil gar nicht mehr an ihr Naphen, wenigstens nicht vor dem Winter, und die Klugen geben entweder kein Geld für Präservative aus, oder nehmen es nur ein. Unsere Stadt ist sehr zahlreich von Fremden besucht; aus Wien sind viele Familien hierher gestücht, auch aus Schlessien und Polen. Auch der unsichere Stand der Niederlande hat uns manche Bewohner Antwerpens und Brüssels zugewendet. Ein Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. Oktober, angeblich aus Madrid, hat hier große Sensation gemacht, obwohl man ihm nicht rechten Glauben schenken kann. Denn, wenn auch durch ein Versehen der Redaction Madrid statt geschrieben sein mag, so ist man doch überzeugt, daß es der preussischen Regierung nicht wohl bekommen kann, durch einen Krieg gegen Frankreich, zu Gunsten der Bourbonen (und des Königs von Holland) diesem scheinbar in Schwäche versunkenen Volke neues Leben, Einheit und eine Machtentwicklung zu geben, die wenn auch nicht für Deutschland im Allgemeinen, doch für einige erhabene Stellen darin von größter Gefahr sein würde. 193.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.